



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das hätte mich so entsetzt, und da ist sie ganz bekümmert und gedrückt wieder zu Bett gegangen und hat bald darauf geschnarcht. Aber ich habe trotz des Brausepulvers nicht wieder einschlafen können und immer noch gesehen, wie du mit der andern vor dem Altar standest, und habe mein Kissen naß geweint. Ich glaube, du hast mich gar nicht lieb, du hast mich bloß gern, weil ich hübsch und lustig bin, und wenn du eine triffst, die noch hübscher und lustiger ist, dann nimmst du die. — Wieder schüttelte sie ihn leise, und noch näher kam sie mit ihren Augen den seinigen und fragte: Du, hast du mich wirklich lieb?

Furchtbar lieb — toll lieb, antwortete er.

Dein Glück! sagte sie. Dann gab sie ihm einen leichten Stoß und entschlüpfte dem nach ihr Hirschenden. Der Dämmerung ungeachtet schien sie eine befriedigende Bestätigung auf dem Grunde seiner Seele gelesen zu haben, denn ihre Augen, in denen fast Thränen gestanden hatten, waren erst ruhig, dann hell, dann lustig und endlich ganz mutwillig geworden. Und das alles hatte keine Sekunde gedauert.

Nun und? sagte er, ich bekomme doch immer einen Kuß, wenn ich versichere, daß ich dich furchtbar lieb habe.

Erika! Erika! tönte von oben aus der Dämmerung eine dünne Stimme.

Tante sucht mich, still! Gute Nacht, gute Nacht! Und weg war sie.

Suchst du mich, Tantchen? hörte Erich Barvile sie hinauf sagen.

Sa, Kind, Onkel hat schon nach dir gefragt, du weißt, er ängstigt sich so leicht um dich.

Ach, es war so wunderschön!

Sa, es ist sehr schöne Luft, sagte Tante Ida. Dann gingen sie Arm in Arm der dicht am Parkrande gelegnen Villa zu.

Horch, sagte Tante Ida noch, eine Holztaube! — Ein sehnfüchtiges Gurren klang vom Grunde herauf.

Sie standen einen Augenblick still. Horch! hörst du sie? fragte die Tante.

Sie? Das ist doch ein Täuberich, Tantchen, der sehnt sich im tiefsten Baß nach seiner Frau, die ihm davon geflogen ist.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Regis voluntas. Es muß wie ein elektrischer Schlag durch die deutschen Herzen gegangen sein, als die Depesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger bekannt wurde. Der ungeheure Wiederhall, den sie in dem ganzen Auslande gefunden hat, und der verschiedne Laut dieses Wiederhalls, je nach der Stelle, von der er erklang, hat auch die Schwachmütigen aufgerüttelt; wer noch gestern in ängstlicher Philisterhaftigkeit riet: nur keine Unvorsichtigkeiten, nur keine tollen

Wünsche und utopischen Gelüste! der erhebt heute schon sein Haupt höher und fängt an zu ahnen, daß sich Großes anbahnt, und daß ein Wille vorhanden ist, der sich auf Großes richtet. Durch alle Herzen aber, die ungeduldig auf eine Äußerung dieses Willens geharrt haben, wird ein Sauchzen gegangen sein; sie wissen es jetzt: wer diese Worte gesprochen hat, fühlt auch die Kraft, seinen Willen durchzusetzen, und sein Wille ist die Größe und das Wohl des Vaterlandes. Gott segne unsern Kaiser für dieses kräftige Wort, das dem prophetischen Bismarcks Erfüllung verheißt: Er wird wie Friedrich der Große sein eigener Kanzler sein. Wir wissen es, er wird der Herzog sein, der sein Volk großen Zielen entgegenführt.

Und wer gestern noch ängstlich zu Bescheidenheit und Vorsicht gemahnt hat, der redet heute schon eine ganz andre Sprache. Jetzt heißt es: Ja, wenn wir Schiffe hätten, wenn die Philisterhaftigkeit sie nicht versagt hätte! Die Philisterhaftigkeit kommt zur Einsicht über sich selbst, und damit wird ihr die wohlthätige Scham gekommen sein.

Die Engländer werden ja wahrscheinlich zähneknirschend zurückweichen und denken, sie könnten ihre Zeit abwarten. Wir aber sind zu der Einsicht gelangt, was uns noch fehlt, und werden dafür sorgen, daß unsre Zeit kommt. Heraus mit dem Patriotismus! Wer hilft Schiffe bauen? Was der nörgelnde Reichstag von Jahr zu Jahr verweigert hat, das sollte das Volk durch freiwilliges Opfer dem Kaiser bringen. In allen Städten, in allen Dörfern sollten sich Vereine bilden, die die Mittel zum Bau von Kreuzern und Schlachtschiffen sammelten, das wäre eine Hurra Germania! wie es sich als Antwort auf die Depesche des Kaisers gehörte, dann wüßte er: ich habe das Volk hinter mir! Wir fordern dazu auf! Wer fängt an?

Navigare necesse est! so schreibt uns auch noch ein Freund, und er sagt: Dr. Jameson hat sich um Deutschland wohl verdient gemacht. Wer hätte geglaubt, daß ein unbekannter englischer Globetrotter das Zaubermittel besäße, die Deutschen mit einem Schlage über allen innern Hader hinauszuhoben und beinahe die Stimmung der unvergeßlichen Tage von Ems wieder lebendig zu machen! Welche Freude, zu beobachten, wie klar und einmütig das ganze deutsche Volk, bis jetzt gottlob ohne Unterschied der Parteien, das Ziel erkennt, das ihm die Vorsehung gesteckt hat, das Ziel, den deutschen Namen über die Meere zu tragen, die Aufgabe, mit trotzigem Ernst den Anteil nachzufordern, um den wir bei der Verteilung der Erde einst zu kurz gekommen sind. Wahrlich, es konnte uns keine schönere Jubiläumsfeier der Reichsgründung beschieden sein. Werden wir auch jetzt noch den Mut haben, unsre beste Kraft in kleinlichen Verfolgungen des freien Wortes, in argwöhnischem Mißtrauen gegen polizeiwidrige Regungen der Volksseele, in deutschen Querelen zu vergeuden? Wir sind wenigstens sieben Millionen Deutscher zu viel im Lande. Ein vor sacrum von hunderttausend deutschen Jünglingen, die wir Jahr für Jahr in den afrikanischen Süden oder wo sonst den Deutschen eine Zukunft winkt, hinausführten, würde kaum hinreichen, den Zurückbleibenden freieres Atemholen zu gestatten. Wo ist unser Emigration's Informations Office, wo sind unsre Franz Drake's, unsre Raleigh's, wo ist die Hanse, wo sind die Bürger, die auf ihre Anteile an den laurischen Silberminen verzichten, um einem deutschen Themistokles Schiffe bauen zu helfen? An tapfern Herzen und kräftigen Armen fehlt es nicht. Kaiser und Reich waren in diesen schönen Tagen eins in Fühlen und Denken. Möge es immer so bleiben, möge der große Moment auch ein großes Geschlecht finden!

Die Angelpunkte unsrer innern Politik. Die beiden Fragen, um die sich zur Zeit unsre innere Politik so ausschließlich dreht, daß alles andre nebensächlich erscheint, sind die Agrarierfrage und die Klassenrechtsfrage. Nicht die Agrarfrage, denn die wird, soweit sie innerhalb der gegenwärtigen Grenzen des Reichs lösbar ist, von unsern wackern Bauern in geräuschloser Privat- und Genossenschaftsthätigkeit täglich gelöst, sondern die Agrarierfrage, d. h. die Frage, ob es den größern Grundbesitzern gelingen wird, den Staat dafür zu gewinnen, daß er ihnen die Grundrente sichert, unter allen Umständen sichert. Da die Nationalliberalen trotz verzweifelter Gegenbemühungen der Nationalzeitung nicht wagen, auf den Beistand der ganz agrarisch gewordenen konservativen Partei zu verzichten und sich auf eigne Füße zu stellen, und da die schlesischen Zentrumsabgeordneten von einem großen Teil ihrer Wähler bestürmt werden, für den Antrag Kanitz zu stimmen, so ist es gar nicht unmöglich, daß diese erste Frage noch in der laufenden Sitzung zu Gunsten der Agrarier entschieden wird.

Nicht so rasch wird es mit der zweiten Frage gehen, ob die den untern Klassen gesetzlich zugestandne bürgerliche Gleichberechtigung in der Praxis durchgeführt, oder ob sie ihnen, zunächst durch Aenderung des Wahlrechts, wieder genommen werden, oder ob die gegenwärtige, dem geschriebnen Recht vielfach widersprechende Praxis bis auf weiteres beibehalten werden soll. Wir haben es unzähligemal gesagt und wiederholen es heute wiederum: wir betrachten die Frage der Gleichberechtigung aller Klassen und Stände, d. h. die Frage, ob die Gleichberechtigung durchführbar sei, als eine offene, als eine Frage, die bis jetzt immer nur in kleinen Bauernstaaten im behandelnden Sinne entschieden worden ist, und die auch für Großstaaten mit stark differenzirter Bevölkerung zu entscheiden zu den schwierigsten Aufgaben der Zukunft gehört. Selbstverständlich reden wir nur von praktischen Lösungen, da theoretische ganz wertlos sind. Diese unsre Zurückhaltung hat uns nicht davor bewahrt, bis in die letzten Tage herein von Leuten, die sich auf die Staatsrettung verlegen, Koseworte wie Infamie und Giftmischerei hinzunehmen zu müssen. Die Herren sind nämlich wütend darüber, daß wir überhaupt die Frage stellen, anstatt uns an der politischen Dunsterzeugung und Wolken-schieberei zu beteiligen. Einmal verbrießt es sie, daß die Sache ihre schier unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten hat. Gleich beim ersten Schritt schon, bei der Aenderung des Wahlrechts, würde der schöne Grundsatz, daß Besitz und Bildung regieren sollen, in die Brüche gehen, weil bei Zensuswahlen an jedem größern Orte die „Bildung“ dritter Klasse wählt, d. h. unvertreten bleibt, und so ein Zustand geschaffen wird, der die akademisch Gebildeten in die Opposition drängen muß. Dann aber haben die Herren nicht den Mut, gerade heraus zu sagen, was sie wollen, und können es daher auch nicht leiden, wenn es von andern gesagt wird. Sehr gelegen sind ihnen daher die Dummheiten und Unverschämtheiten der Sozialdemokratenführer gekommen, die es ihnen ermöglichen, die Rechte der untern Klassen unter dem Scheine des Kampfes gegen eine revolutionäre Partei anzutasten. Großartiges leistet in dieser Beziehung ein Blatt, das sich ehemals allgemeiner Beachtung erfreute, weil es von Bismarck benutzt wurde. Seine gegenwärtigen Kampfartikel sind zwar, wie wir aus dem Reichsboten erfahren, nur Privatleistungen eines Redakteurs — nicht des Chefredakteurs, der krank sein soll —, aber weil sie die Partei, der sie dienen, recht gut charakterisiren, wollen wir doch ein Sätzchen aus ihrer Philippika vom 23. Dezember für spätere Zeiten aufbewahren. Der gute Herr stellt sich entsetzlich dumm und ermahnt seinen „lieben Leser,“ einmal unsre Verfassungsurkunden durchzulesen und dann zu sagen, „was

die Deutschen aller Klassen noch vermissen können, um die bürgerliche Rechtsgleichheit, die *égalité de droit*, im vollsten Umfange verwirklicht zu sehen.“ Als ob der geschriebne Buchstabe des Gesetzes schon seine Verwirklichung und nicht eben das die Klage nicht allein der Arbeiter, sondern überhaupt der Angehörigen sowohl der Oppositionsparteien wie der weniger angesehenen Stände wäre, daß das geschriebne Recht eben nur zum Teil verwirklicht wird! Ein dickes Buch würde dazu gehören, alle die Fälle aufzuzählen, die das beweisen. Heute wollen wir nur einen Fall anführen, der mit Arbeiterfragen und Sozialdemokratie gar nicht zusammenhängt. In der Gegend von Annaberg im Erzgebirge kommen etwa zwanzig Mitglieder einer Sekte im Hause eines Genossen zusammen und halten da Gottesdienst. Auf Antrag der Polizei wird gegen den Inhaber der Wohnung und gegen den Prediger der Sekte eine Klage eingeleitet wegen Übertretung des Vereins- und Versammlungsgesetzes. Das Schöffengericht spricht die Leute frei, das Oberlandesgericht jedoch weist die Sache an das Chemnitzer Landgericht zurück, das die Leute zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt (Frankfurter Zeitung vom 19. Dezember, drittes Morgenblatt). Die Norddeutsche Allgemeine wird sich einer berühmten gewordenen Versammlung beim Grafen Waldersee erinnern. Wir wissen nicht, ob dort gebetet, also Gottesdienst gehalten worden ist, aber bei dem Geiste, der die Versammlung besetzte, wäre das doch sehr möglich. Daß einem kleinen frommen Konventikel armer Leute im Erzgebirge irgend welche politische Bedeutung beizumessen wäre, kann kein vernünftiger Mensch behaupten; dagegen wurde der Walderseeversammlung von maßgebenden Personen, denen die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sehr nahe stand, die allerhöchste Bedeutung beigemessen. Nun fragen wir diese Zeitung: Ist es denkbar, daß ein Polizeibeamter in diese Versammlung hätte eindringen wollen, um sie zu beaufsichtigen, oder daß Graf Waldersee und Stöcker in Anklagezustand versetzt worden wären? Nein, das ist nicht denkbar. Woher der Unterschied? Nicht von der Sache kommt er, sondern ganz allein daher, daß die Versammelten einer andern Gesellschaftsschicht angehörten. Wenn man sagt, es giebt eine Schicht, die über der Polizei, und eine, die unter der Polizei stehen muß, so antworten wir darauf: Gut, das mag richtig sein; aber dann erkläre man das auch ausdrücklich in der Verfassung! Wenn man, fährt die Norddeutsche Allgemeine fort, die Rechtsgleichheit als ein erst zu verwirklichendes Ziel hinstelle, so könne man doch nichts andres meinen, „als die *égalité de fait*, den Kommunismus, der Kommunismus aber ist die Revolution.“ Es ist stark, gebildeten Lesern zuzutrauen, daß sie nicht merken werden, wie hier der thatsächlichen Rechtsgleichheit die Vermögensgleichheit untergeschoben wird, die übrigens an sich noch lange nicht der Kommunismus ist. Unsre Leser wissen, wie sehr uns alle Gleichmacherei zuwider ist, aber so weit sind wir doch nicht, daß uns die Liebe zur Ungleichheit und Mannichfaltigkeit närrisch machte, und närrisch müßten wir sein, wenn wir in einer Vereins-, Versammlungs-, Koalitions-, Rede- und Pressfreiheit, wie sie der Engländer genießt, oder in der gleichen Behandlung aller vor Gericht*) schon den Kommunismus sehen sollten.

Das schönste an jenem Artikel der Norddeutschen ist aber, daß er Herrn Stöcker gibt, der samt allen Christlich-Sozialen als Sprößling Badeuß und Geschwister der Kommunisten und Anarchisten gebrandmarkt wird. Darüber, daß die

*) Das *Duo quum faciunt idem, non est idem*, ist nicht, wie der Herr Justizminister meint, „ein alter Grundsatz in der Rechtsprechung und in der Rechtswissenschaft,“ sondern ein Vers aus einer Komödie des Terenz, der keiner Erläuterung bedarf.

Hamburger Nachrichten, die Norddeutsche Allgemeine und die Schlesische Zeitung seit Wochen aus Leibeskräften daran arbeiten, die Konservativen zur Abschüttelung Stöckers zu bewegen, wird sich niemand wundern; aber wie kommt es, daß sich diese nicht dazu entschließen können, obwohl sie die „Jungen“ und den am 15. Dezember in Liegnitz unter Stöckers Mitwirkung gegründeten christlich-sozialen Verein für Schlesien in die Acht und Aberacht gethan haben? Die Verhandlungen über die Angelegenheit werden ja geheim gehalten, aber man kann sich ungefähr denken, was die Herren zurückhält. Die evangelische Geistlichkeit ist für die Wahlen nicht zu entbehren, und der würde es nach der Ausstoßung Stöckers, des Vaters der Christlich-Sozialen, ungemein schwer fallen, der konservativen Partei noch weiterhin Wahldienste zu leisten. Denn das Neue Testament ist heute kein ganz unbekanntes Buch mehr, es wird weit mehr gelesen als vor dreißig Jahren, und eine evangelische Geistlichkeit, die sich auf den schriftwidrigen Standpunkt stellen wollte, den ihr der Oberkirchenrat anweist, d. h. die für die Reichen gegen die Armen Partei nehmen wollte, würde sich unmöglich machen. Daher die große Verlegenheit der konservativen Partei.

Noch eine Bemerkung. Ein mittelparteiliches Blatt stellte dieser Tage die segensreiche Wirksamkeit des Freiherrn von Stumm der Agitationsthätigkeit der „Jungen“ gegenüber und schloß mit dem Satze: „Wenn wir viele Stumms unter den Arbeitgebern hätten, dann würde die sozialdemokratische Hezerei viel erheblicher Schwierigkeiten begegnen als jetzt; gäbe es aber keine Stumms, sondern nur Raumanns, dann stände die Revolution vor der Thür.“ Die zweite Hälfte des Satzes wollen wir dahingestellt sein lassen; die erste jedoch ist unzweifelhaft richtig, und man kann fortfahren: hätten es alle Arbeiter materiell so gut, wie die des Freiherrn von Stumm, und stünden sie auf einem Bildungsgrade, der sie die Bevormundung, die ihnen auferlegt wird, nicht empfinden ließe, und wäre ihnen nicht durch die Verfassung das Vollbürgerrecht verlichen worden, so würde es gar keine Sozialdemokraten geben. Der Fehler ist nur, daß es eben nicht lauter Stumms geben kann. Wir zweifeln nicht daran, daß der Freiherr das, was er seinen Arbeitern Gutes erweist, aus Menschenfreundlichkeit thut, aber er würde es auch dann thun, wenn er gar nicht menschenfreundlich, sondern bloß intelligent wäre. Die Eisenindustrie, darauf haben wir in einem Abriss der Geschichte der englischen Arbeit nachdrücklich hingewiesen, erfordert einen Stamm intelligenter, körperlich kräftiger, gut geschulter und zuverlässiger Arbeiter; damit ist die Notwendigkeit gegeben, ihnen gute Arbeitsbedingungen zu gewähren. Es giebt aber, und das gehört zu den Eigentümlichkeiten des modernen Wirtschaftslebens, eine Menge Industrien, die mit körperlich schwachen, mit kranken, mit wenig intelligenten, mit stets wechselnden Arbeitern, ja mit Frauen und Kindern betrieben werden können — haben wir es doch schon zu einem sechsjährigen Unfallrentner gebracht! —, und es giebt tausende von Unternehmern, die bei der heutigen Konkurrenz nicht bestehen könnten, wenn sie ihren Arbeitern mehr als das zur kümmerlichen Fristung des Lebens unbedingt notwendige gewähren wollten, es giebt ferner gesundheits-schädliche, lebensgefährliche und höchst widerwärtige Arbeiten, und es giebt Arbeiter, die nicht einmal solche Arbeit bekommen. Es ist also unmöglich, daß es lauter Stumms gebe, und eben darin besteht die soziale Frage. Jedermann würde den Freiherrn preisen, niemand ihn angreifen, wenn er, anstatt ganz unberechtigterweise die Lage seiner Arbeiter als typisch hinzustellen und daraus politische Folgerungen zu ziehen, sich auf die wohlthätige Wirksamkeit in seinem „Königreich“ beschränkte.

Profit durch Baiffe. Wie der Baiffier auch bei fortwährend billigen Preisen Geld verdienen, noch dazu viel Geld verdienen könne, wurde neulich in diesen Blättern gefragt. Die Fragestellung ist nicht ganz deutlich; sind fortwährend fallende Preise oder andauernd gleich billige Preise gemeint? Wohl das zweite, denn die Spekulation bei stetig fallenden Preisen ist so einleuchtend wie möglich. Die dümmsten Kerle verfallen immer zuerst darauf. Sobald sich die Neigung zu fallenden Preisen deutlich zeigt, entschließt sich der Baiffier „mit dem Markt zu gehen,“ nach folgendem einfachen Schema. Wir nennen den Stapelartikel A, den Preis im Januar p ; den Preisabfall vom Januar bis zum Februar u , den vom Februar bis zum März u^1 , den vom März bis zum April u^2 usw. Der Baiffier verkauft nun im Januar m Zentner A für Februarlieferung zu p Mark, im Februar kauft er diese m Zentner zu $p - u$ Mark, während er gleichzeitig m Zentner für Märzlieferung zum gleichen Preise von $p - u$ Mark verkauft. Fährt er so fort, dann hat er Ende des Jahres $m \times (u + u^1 + u^2 + u^3 + u^4 + u^5 + u^6 + u^7 + u^8 + u^9 + u^{10})$ Mark verdient. Der Baiffier verdient aber auch Geld, wenn der Preis ein ganzes Jahr hindurch genau derselbe bleibt, der sogenannte Lokopreis nämlich. Zwischen den Preisen für „Loko“ und für „Termin,“ namentlich für sehr entfernte Termine, ist stets ein Unterschied, und da liegt die Lösung. Lokopreis ist der Tagespreis für wirkliche, greifbare, am Orte befindliche Ware, die der Käufer das Recht und die Pflicht hat binnen angemessener Frist, sagen wir binnen 8 bis 14 Tagen, abzufordern. Terminpreis dagegen ist der Tagespreis für die in einem spätern Monat oder in einer Reihe späterer Monate jeden Monat die gleiche Menge zu liefernde Ware. Den Zeitpunkt zur Lieferung innerhalb des fraglichen Monats wählt der Verkäufer, er „dient an,“ „kündigt.“ Ist nun im Januar für A der Lokopreis p Mark, so ist der Preis für Termine, z. B. für August-Dezember an demselben Tage stets höher. Selbstverständlich: wollte jemand seiner Meinung, daß A vom August bis zum Dezember teurer sein werde, einen geschäftspolitischen Ausdruck geben, so müßte er sich m Zentner A im Januar kaufen, sie empfangen, lagern und dann zu den vom August bis zum Dezember herrschenden Preisen verkaufen. Das würde Empfangsbesen, Lagerkosten, Substanzverlust, Zinsen, Feuerversicherung usw. kosten. Der Baiffier verkauft nun den Termin August-Dezember etwas billiger, als er sich durch wirkliche Lagerung herstellen läßt. Er kann ja schwimmende oder auf spätere Abladung gekaufte Ware besitzen. Daß er solche habe, ist zum mindesten noch immer die Fiktion beim Abschluß. Jedenfalls braucht er nie — ganz seltne Ausnahmen kommen nicht in Betracht — August-Dezember, überhaupt einen entfernten Termin, ohne Aufschlag, ohne „Report“ zu verkaufen. Der Preis ist also für August-Dezember im Januar $p + r$ Mark. Bleibt nun das ganze Jahr der Preis unverändert gleich niedrig, so hat der Baiffier am Ende des Jahres $5 \times m \times r$ Mark verdient. Hier ein Beispiel: Petroleum wurde zur Faßzeit durch Lagerung unter Riedemann monatlich um 12 bis 15 Pfennige für den Zentner teurer. Vom Januar bis zum Oktober — als dem mittelften und also Rechnungsmonat des August-Dezemberterminals — sind neun Monate. Das würde einen Report von 1,35 Mark bedeuten. Im Terminhandel wird, nehmen wir an, eine Mark bezahlt, und der Lokopreis im Januar ist 8 Mark. Unser Freund verkauft nun 5000 Barrels August-Dezember zu 9 Mark, hat also monatlich 14000 Zentner zu 9 Mark zu liefern. Der Preis bleibt nun unverändert, er kann also jeden Monat — dreißig Tage lang hat er Zeit — die 5000 Barrels zu 8 Mark kaufen oder abrechnen und hat am Ende des Jahres $5 \times 14000 = 70000$ Mark verdient. Um ebenso viel

zu verdienen braucht sein Geschäftsgegner, der Hausfrier, schon eine Preissteigerung, um zwei d. h. auf mindestens zehn Mark, deshalb ist die Baiffespekulation heutzutage beliebter, und gerade andauernde Zeiten mit niedrigen Preisen sind für den Baiffier deshalb die lohnendsten, weil dann immer genügend viel Leute vorhanden sind, die an Besserung glauben und daher geneigt sind, vollen Aufschlag, hohen Report zu bezahlen, den die Baiffepartei ungeschmälert in die Tasche steckt, wenn es ihr durch Massenangebot auch nur gelingt, den Preis unverändert zu erhalten.

Die Baiffe ist die Tochter unsrer hochentwickelten, blitzschnell arbeitenden Verkehrs-einrichtungen; die Baiffiers in die Lage zu bringen, daß sie sich keine Ware verschaffen, daß sie nicht liefern können, ist heute nur sehr selten möglich. Sie und da gelingt es einmal, das nennt man dann einen „Corner,“ eine „Schwänze,“ aber es ist schwer. In den Zeiten schwierigen, unsichern oder gefährdeten Verkehrs war es die Hausse, der Gewinn durch Aufkauf, das Vorenthalten notwendig gebrachter Güter, was erstrebt und am leichtesten erreicht wurde. Von beiden Verfahren ist keins wesentlich edler als das andre.

Berolina. Endlich einmal ein erfreulicheres Bild an der Spree! Als uns König Umberto seinen Besuch machte, war Berlin in gehobener, fast südllicher Stimmung. Die Feststraße vom Anhaltischen Bahnhof über den Potsdamer Platz durch das Brandenburger Thor zum Schloß sah in Wahrheit festlich aus. Zwei Bildhauer hatten in kühnen Improvisationen versucht, der Stimmung Gestalt zu geben. Von dem einen Versuch (Germania auf eine Campagnolin niederblickend) schweigt man besser; der andre, eine Berolina dem einziehenden Könige Blumen streuend, war ein überaus glücklicher Wurf. Jetzt steht die hohe Frau in Bronze, von einem mächtigen Porphyrsockel getragen, am östlichen Eingange der Altstadt, auf dem Alexanderplatz. Ob sie wohl noch an die Italiener denkt? Vielleicht hat sie, wie Frauen sind, sich gerade dorthin gestellt, weil sie weiß, daß jetzt die Blicke der mit der Hochbahn vom Schlesiſchen Bahnhof kommenden sie von ihrer schönsten Seite erfassen können. Die Blumen, die sie früher in der Linken hielt, hat sie inzwischen weggeworfen, sehr zum Vorteil ihrer schönen Hand; die Lebhaftigkeit der Geberde ist geblieben.

Bläfers Statue der Gastlichkeit (in der Berliner Nationalgalerie) spricht mit der gesenkten Linken bescheidner ihr Willkommen; dafür ist sie aber auch die Gastlichkeit des Hauses, nicht der Reichshauptstadt. Berolina, eine hohe Mauerkrone auf dem eichenlaubumkränzten Haupt, um die Schultern einen Mantel aus schwerer Brokatseide, der mit dem rechten Zipfel in kühn brechenden Falten durch den Gürtel gezogen ist, einen Schuppenpanzer um den reichlich matronenhaften Leib, die Rechte in sehr geschmeidiger Rückwärtsbewegung über den mächtigen Schild mit dem Berliner Bären gebogen, den klugen Blick ihres scharfnasigen Antlitzes weit hinaussendend; scheint sie auch heute einem vornehmen Gast mit großem Gefolge ihren feierlichen Gruß zu entbieten. Aber was an alledem so neu ist, so ungewohnt in Berlin: es ist nichts dreistes in ihrem Wesen, wie z. B. in der unedeln Attitüde der Borussia im Zeughause, und was noch feltner ist heute: sie ist nicht theatralisch. Ein kleines Zugeständnis an den Barockgeschmack liegt wohl in dem über ihrem linken Bein geschlitzten Untergewand. Aber Berolina ist nun einmal keine Athene, und das durch den Schliß entblößte Bein hat nichts herausforderndes, nichts von dem Bühnenschritt Vegasfischer Viktorien; leise rückwärts spielend bildet es ein angenehmes Gegengewicht zu dem lebhaften Gestus des linken

Arms. Kurz: einen Menschen hat uns Hundrieser in diesem Denkmal hingestellt, keinen verzerrten Manekino.

Vielleicht ziehen wir eine Lehre aus dieser Verolina: sie ist ein echtes Gelegenheitsgedicht, unter dem Sonnenstrahl einer wahrhaftigen innern Erfahrung ans Licht getreten und gediehen, ist nicht befohlen und nicht in einer Kommission zu Schanden redigirt worden. Darum lebt sie und hat Musik in ihr selber.

Schanddeutsch und Deutschenschande. In Goethes Vaterstadt ist vor kurzem ein Adreßbüchlein christlicher Firmen erschienen, und zwar nicht von diesen Firmen selbst, auch nicht in deren Auftrag, sondern von dem Frankfurter „Deutschen Verein“ auf eigne Faust herausgegeben. Obwohl es nun diese christlich-germanischen Firmen nicht hätte zu stören brauchen, wenn sie der „Deutsche Verein“ lieb hatte, brach dennoch ein großer Entrüstungsturm in einer Anzahl von Erklärungen aus, deren Verfasser meist kund und zu wissen thaten, daß ihr Name ohne „ihr Wissen und Willen“ (oder in der ersten Person gesprochen: „ohne mein Wissen und Willen“) in das Adreßbüchlein geraten sei. Diese Sprachseuche grassirte eine ganze Woche lang, ohne bemerkt zu werden! Sogar in dem redaktionellen Teil der Frankfurter „Sonne“ war dieser Sonnenfleck zu sehen. Von der schönen Sprache abgesehen, haben sich die Firmen auch insofern vielleicht mehr geschadet als genützt, als die Antisemiten jedenfalls im abgelaufenen Jahre hier von allen Parteien die größte und am stärksten besuchte Versammlung gehabt haben, obwohl die Presse thörichterweise davon schwieg. Wenn die jüdische Presse so vernünftig ist, die sozialdemokratische Bewegung sich ausleben zu lassen, warum läßt sie der antisemitischen nicht das gleiche Recht? Aber schimpfen wir nicht auf die jüdische Presse! Das jüdischste Blatt in Frankfurt a. M., der Generalanzeiger, wird hauptsächlich von christlichen Händen bedient.



Litteratur

Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Vortrag, gehalten in der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu Lübeck von Wilhelm Ostwald, Professor der Chemie an der Universität Leipzig. Leipzig, Zeit u. Comp., 1895

Nach der (unter den Naturforschern) herrschenden mechanistischen Weltansicht sind die Atome und die zwischen ihnen wirkenden Kräfte die letzten wirklichen Dinge, auf denen die einzelnen Erscheinungen beruhen. Diese Auffassung, die man sich gewöhnt hat als sichersten Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse anzusehen, ist nach der Überzeugung des Verfassers eine bloße Hypothese. Denn eine Bestätigung der aus ihr sich ergebenden Folgerung, daß alle nicht mechanischen Vorgänge, wie die Wärme, die Strahlung, die Elektrizität usw., thatsächlich ebenfalls mechanisch seien, ist noch in keinem einzigen Falle gebracht worden. Die sogenannten mechanischen Theorien sind also in Wirklichkeit nur Bilder oder Analogien, und das einzige, was man von ihnen mit Sicherheit sagen kann, ist, daß sie über kurz oder lang in nichts zerfließen werden. Können wir schon die bekannten physikalischen Erscheinungen nicht mechanisch deuten, so gelingt das noch